Uta Pohl-Patalong

Kirchliche Orte als gemeindepädagogische Orte[1]

Die Gemeindepädagogik war schon immer eng mit Fragen der kirchlichen Organisation verbunden. Eine bestimmte Konzeption von Gemeinde Ende des 19. Jahrhunderts kann als wesentliche Voraussetzung der Gemeindepädagogik betrachtet werden, die Suche nach neuen Strukturen und Organisationsformen in den 1960er und 1970er Jahren hat sie hervorgebracht und heute steht sie vor Problemen, die ebenfalls eng mit kirchlichen Strukturfragen zusammenhängen. Auch wenn es manchmal den Anschein hat, als bestände eine große Differenz zwischen den „trockenen" Fragen kirchlicher Organisation im Rahmen der diversen Reformprozesse und der inhaltlichen „lebendigen" gemeindepädagogischen Arbeit, ist es für die Gemeindepädagogik sinnvoll, die Entwicklung kirchlicher Strukturen zu verfolgen und sich an der Diskussion zu beteiligen. Sie muss dabei an der Frage interessiert sein, welche Formen kirchlicher Organisation gemeindepädagogische Arbeit als selbstverständlichen Aspekt kirchlichen Handelns beinhalten und ihr einen angemessenen Platz in dem komplexen Gefüge der Kirche geben. Nicht immer geschieht dies in den aktuellen Reformprozessen, was sehr konkrete Folgen für die Möglichkeiten und den Stellenwert gemeindepädagogischer Arbeit und für entsprechende Stellen und Mittelzuweisungen hat. Dies wiederum hat Konsequenzen für den Charakter und das Selbstverständnis der Kirche und stellt die Frage, wie die Kirche ihren Auftrag und ihre Aufgaben in der Welt versteht. Wir sind damit an theologisch und kirchlich ganz zentralen Themen, die eng mit der Gemeindepädagogik verflochten sind.

Diesen Zusammenhang möchte ich in drei Schritten aufzeigen: Ein historischer Blick erhellt, auf welche Weise die Gemeindepädagogik in der Geschichte eng mit Fragen kirchlicher Organisation verbunden war. Anschließend beleuchte ich Aspekte der gegenwärtigen Debatte

---

1 Überarbeitete Fassung des Vortrags bei der Jubiläumsveranstaltung der Evangelischen Fachhochschule Berlin am 13.11.2009.

um die Zukunft der Kirche und frage danach, worum es heute im Nachdenken über die Zukunft der Kirche eigentlich gehen muss und welche Rolle die Gemeindepädagogik dabei spielen kann. Dann stelle ich das „Modell der kirchlichen Ort" vor, das eine mögliche Antwort auf die Frage nach der künftigen Gestalt von Kirche bildet und zeige die Chancen für die Gemeindepädagogik auf, die sich aus diesem Modell ergeben.

1 Die Entwicklung der Gemeinde und die Gemeindepädagogik

Der Begriff der „Gemeinde" wird nicht selten deckungsgleich mit „Ortsgemeinde" oder „Parochie" gebraucht und damit die territorial bestimmte Form von Gemeinde implizit zur Norm von Gemeinde gemacht. Die Ortsgemeinde ist jedoch historisch und theologisch zu relativieren. Sie ist in ihrer heutigen Form in einem langen Zeitraum in bestimmten historischen Kontexten entstanden und daher geschichtlich bedingt.[2] Theologisch betrachtet ist sie eine unter vielen möglichen Formen von Gemeinde, die nicht besser und nicht schlechter biblisch begründet ist als andere.[3]

Die Ortsgemeinde ist ein Mischgebilde aus mindestens zwei Logiken, die nicht nur zu unterschiedlichen Zeiten entstanden sind, sondern auch zwei unterschiedliche Ausrichtungen von Kirche und ihrer Aufgaben voraussetzen.

Die *erste Logik* ist die territoriale, d. h. unterschiedliche Bezirke stehen ohne inhaltliche Differenzierung nebeneinander und werden rein räumlich voneinander abgegrenzt.[4] Dies verbindet sich mit einem Zuweisungsprinzip: außer im Fall aktiver Umgemeindung wird man der

---

2 Vgl. dazu Alex Blöchlinger, Die heutige Pfarrei als Gemeinschaft, Einsiedeln/Zürich/Köln 1962 sowie Uta Pohl-Patalong, Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, 64ff.

3 Zu der theologischen Bestimmung des Gemeindebegriffs vgl. Uta Pohl-Patalong, „Gemeinde". Kritische Blicke und konstruktive Perspektiven, in: Pastoraltheologie 94 (2005) 242-257.

4 Zu den Organisationslogiken von Gemeinde vgl. Frank W. Löwe, Das Problem der Citykirchen unter dem Aspekt der urbanen Gemeindestruktur. Eine praktisch-theologische Analyse unter besonderer Berücksichtigung von Berlin (Ästhetik – Theologie – Liturgik Bd. 10), Münster 1999, 303ff.

Gemeinde des Wohnsitzes zugewiesen. Das territoriale Prinzip entstand allmählich seit dem 4. Jahrhundert, als das Christentum „Reichskirche" wurde und sich damit relativ rasch flächendeckend organisieren musste, weil die Kirche jetzt alle Bewohnerinnen und Bewohner des römischen Reiches religiös erreichen und „versorgen" wollte.[5] Dafür übernahm sie die römischen Verwaltungsbezirke – das einer Stadt zugehörige und von ihr verwaltete Gebiet wurde dem städtischen Bischof zugewiesen. Die Kirche gliedert sich damit in das weltliche Sozialgefüge ein. Bis in die Neuzeit hinein waren alle Menschen in diesem Kulturkreis unterschiedslos Kirchenmitglieder, ohne die Möglichkeit, sich aktiver oder passiver aufgrund einer eigenen Entscheidung zu verhalten. Es gab einerseits die Pflicht zur Teilnahme am Gottesdienst, zur Beichte etc., und es gab andererseits keine Möglichkeit, sich darüber hinaus aktiv in der Kirche zu engagieren, denn kirchliches Handeln bestand nur in Gottesdienst, Unterricht und Seelsorge. Gemeinden bzw. Pfarreien waren in dieser Konzeption also ausschließlich für die religiöse Versorgung der Bevölkerung zuständig

Dass sie heute gleichzeitig aber auch die Möglichkeit bieten, mit Gleichgesinnten aktiv am Leben der christlichen Gemeinschaft teilnehmen, ist eine Folge der zweiten Logik, der die Ortsgemeinde heute folgt.[6] Diese ist eine mit 120 Jahren im Vergleich zur Geschichte des Christentums eher junge Entwicklung. Ende des 19. Jahrhunderts wurde eine ganz neue Idee von Gemeinde entwickelt und ihr Charakter neu entworfen. Gleichzeitig wurde mit ihr eine wichtige Grundlage für die spätere Entwicklung der Gemeindepädagogik gelegt.

Diese Neukonzeption von Gemeinde reagierte auf die umwälzenden Veränderungen des 19. Jahrhunderts als Folge der Industrialisierung. Menschen waren in die großen Städte geströmt und hatten dabei sowohl soziale Bindungen wie auch ethische und religiöse Wurzeln verloren. Die Parochialgrenzen umfassten jetzt 50.000, 70.000 oder 100.000 Gemeindeglieder. Die in die Stadt strömende Landbevölkerung entfremdete sich unter diesen Umständen von der Kirche; der Gottesdienstbesuch sank in manchen Gegenden bis auf 1,5% der Gemeindemitglieder ab. Das System religiöser Versorgung kam deutlich an seine Grenzen. Die Bedürfnisse von Menschen gegenüber der Kir-

5 Vgl. Uta Pohl-Patalong, Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt, 71ff.

6 Vgl. a. a. O., 87ff.

che hatten sich gewandelt, und die Kirche musste auf neuen Wegen handeln, um Relevanz für das Leben von Menschen zurückzuerlangen.

Ein wichtiger Name ist dafür Emil Sulze (1832-1914), der bis heute oft als „Vater" der heutigen Parochie bezeichnet wird. Sulze setzte sich für eine Teilung der Großgemeinden ein, so dass nur noch ein Pfarrer für die Gemeinde zuständig war, was er als Grundlage eines sinnvollen pastoralen Wirkens begriff, da dies auf persönlichem Kontakt beruhe. Er strebte eine „überschaubare Gemeinde" an, die von gegenseitiger Seelsorge- und Liebestätigkeit geprägt ist. Jedes Kirchenmitglied sollte erfasst, gekannt und betreut werden. Vor allem aber sollten die Gemeindeglieder sich untereinander kennen und sich als Gemeinschaft begreifen. Für die soziale und religiöse Betreuung der Bezirke und der noch kleineren Einheiten darunter setzte er sog. Presbyter und Hausväter ein, heute würden wir sagen: Ehrenamtliche.

Sulzes Ziel war eine Gemeinde aus aktiven Christinnen und Christen, in der alle durch ein eng geknüpftes Netz aufgefangen werden, beruhend auf der Idee, dass die evangelische Kirche die Organisation der christlichen Liebe ist. Damit sich die Gemeindeglieder aber auch wirklich nicht nur kennen, sondern auch lieben lernen, führte Sulze die Idee einer gemeinsam verbrachten Freizeit in der Gemeinde in Form von geselligen Abenden ein. Religiöse Themen kombinierte er mit kulturellen Angeboten sowie mit der Gelegenheit, über Sorgen und Nöte zu sprechen. Damit zog das pädagogische Moment in die Kirche bzw. die Gemeinde ein. Die Gemeindeabende hatten einen Bildungsaspekt, einen Gemeinschaftsaspekt, einen seelsorglichen Aspekt und durchaus auch einen Freizeitaspekt. Architektonisch entstand in dieser Zeit auch das Gemeindehaus, das dezidiert den Vereinshäusern nachgebildet wurde.

Hier liegen insofern wichtige Wurzeln der Gemeindepädagogik, als zum einen pädagogische Aspekte in die kirchliche Arbeit Einzug hielten und zum anderen erstmals andere Menschen als Pfarrer Verantwortung für die kirchliche Arbeit übernahmen. Zwar wurden die vereinsähnlichen Aktivitäten im Gemeindehaus ursprünglich von Ehrenamtlichen unter der Aufsicht des Pfarrers gestaltet. Dieser war jedoch eher für den Teil der Arbeit zuständig, der sich in der „Kirche" abspielte und weniger für den im „Gemeindehaus". Dies führte in den 1920er Jahren zur Entstehung des Berufes des „Gemeindehelfer" oder der „Gemeindehelferin" (für Frauen die erste Möglichkeit einer bezahlten

Anstellung in der Kirche), die in Bibelschulen und Seminaren ausgebildet wurden. Die Gemeindehelfer und -helferinnen übernahmen diakonische Aufgaben in der Gemeinde, aber auch Aufgaben im sozialen und geselligen Bereich. Gleichzeitig engagierten sich aber auch Pfarrer im Gemeindehaus, so dass die Berufsbilder nie ganz klar voneinander abgegrenzt wurden.

Emil Sulze konzipierte die Gemeinde im Grunde als Verein und benannte dies auch deutlich so. Seine Vorstellungen sind deutlich von der Struktur der freien Vereine geprägt, für die persönliches Engagement, Geselligkeit und Hilfe in Notlagen konstitutiv sind. Dazu treffen sich Gleichgesinnte in ihrer Freizeit, die etwas miteinander gestalten. Vereine allerdings leben davon, dass man ihnen beitritt und sich in ihnen engagiert – und dass man sich abgrenzt zu denen, die keine Vereinsmitglieder sind. So waren auch damals natürlich nicht alle evangelischen Kirchenmitglieder in der Gemeinde engagiert, sondern immer nur ein Teil. Dadurch entstand die bis heute bestehende Spannung von Kerngemeinde und formaler Mitgliedschaft.

Die vor 120 Jahren entstandene Gestalt der Gemeinde hat sich für das 20. Jahrhundert im Wesentlichen als dominante Gestalt der Kirche durchgesetzt.[7] Diese Organisationsform hatte eindeutig Vorzüge in der gesellschaftlich und politisch sehr unruhigen ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts: Mit ihr konnte die Gemeinde eine Konstante darstellen in dem schwierigen Ablöseprozess vom Staat ab 1919. Sie bildete eine Möglichkeit funktionierender kirchlicher Strukturen für die Bekennende Kirche im Nationalsozialismus. Und nach 1945 konnte sie Hilfe in den akuten Notlagen und Gemeinschaft in der schwierigen Zeit vermitteln.

Im westlichen Teil Deutschlands wurde sie jedoch schon in den 1950er Jahren mit dem einsetzenden Wirtschaftswunder in Frage gestellt.[8] Sie wurde als milieuverengt, selbstzufrieden und rückwärtsgewandt kritisiert, die den „modernen Menschen" und ihren Bedürfnissen nur sehr eingeschränkt gerecht wird. Die Kirchenreformbewegung der 1960er und 1970er Jahre wollte dies überwinden und suchte nach einer Gestalt von Kirche, die die Herausforderungen der modernen Gesellschaft mutig annimmt, für alle Milieus und Generationen offen ist und sich mit den Menschen gemeinsam auf den Weg macht, statt über-

7 Vgl. a. a. O., 107ff.

8 Vgl. a. a. O., 110ff.

kommene Strukturen zu verwalten. Im Zuge dieser Entwicklung entstand die Gemeindepädagogik im heutigen Sinne des Wortes. Seit Ende der 1960er Jahr wurde der Ruf nach pädagogisch qualifizierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern lauter. Als Beispiel können die 1969 am Religionspädagogischen Instituts in Loccum formulierten Forderungen nach theologisch-pädagogischen Mitarbeitenden als „Religionspädagogen" dienen. Diese sollen „Aufgaben der Glaubenslehre im Jugend- und Erwachsenenalter wahrnehmen können", „eine klar definierte Sachkompetenz aufweisen"[9] und folgende Funktionen erfüllen: Fachliche Beratung in der Zusammenarbeit mit Pastoren und anderen Mitarbeitern, Anleitung ehrenamtlicher Mitarbeiter sowie leitende Funktionen in Jugendarbeit, kirchlicher Sozialarbeit und Erwachsenenbildung übernehmen. Seit 1974 wird für diese Aufgaben von der Gemeindepädagogik gesprochen. Mittlerweile war ganz deutlich: Die „lernende Kirche", die keine fertigen von „oben" nach „unten" vermittelten Antworten bereit hält, braucht kirchliche Hauptamtliche jenseits des Pfarrberufs mit pädagogischen und sozialen Kompetenzen. Gemeindeaufbau war dann das Stichwort der 1980er Jahre, und dies geschah wiederum ganz wesentlich gemeindepädagogisch.

In den Kirchen der DDR vollzogen sich unter anderen gesellschaftlichen Umständen ganz ähnliche Entwicklungen. Hier führte unter anderem der „Verlust an relevanter Öffentlichkeitswirkung des Pfarrerdienstes, wie er besonders in den Ausgrenzungstendenzen des DDR-Staates für lange Zeit typisch war"[10], dazu, Gemeinde stärker als gemeinsame Gestaltungsaufgabe von vielen zu entwerfen. Unterschiedliche Berufsgruppen wurden gerade in ihrer Verschiedenheit als unverzichtbar dafür angesehen, der Mission Gottes in der sozialistischen Welt gerecht zu werden. Diese Entwicklung steht im Kontext einer Gemeindeerneuerung, die wesentlich von einer „Gemeinschaft der Dienste" getragen werden soll. Dabei wurde der Gemeindepädagogik eine wichtige Rolle zugewiesen: „Gemeindepädagogik steht gegen parochiale Verengung und bedrohliche gemeindliche Nischenkultur."[11]

---

9 Karl Foitzik, Gemeindepädagogik. Problemgeschichte eines umstrittenen Begriffs, Gütersloh 1992, 50f.

10 Roland Degen, Gemeindeerneuerung als gemeindepädagogische Aufgabe. Entwicklungen in den evangelischen Kirchen Ostdeutschlands, Münster/Berlin 1992, 25.

11 Ders., Gemeindepädagogische Aspekte im Veränderungsprozess Ostdeutschlands, in: ders./Wolf-Eckart Failing/Karl Foitzik, Mitten in der Lebenswelt. Lehrstücke und Lern-

Auch hier wurde Kirche als lernende Kirche und die Gemeinde als Lernort verstanden, so dass die pädagogische Dimension eine große Bedeutung bekam.[12] Gemeindepädagogik wurde auch hier nicht nur als Sektor kirchlicher Arbeit, sondern als Dimension des gesamten kirchlichen Handelns verstanden. Diese sollte nicht nur ehrenamtlich, sondern auch professionell – gemeindepädagogisch gestaltet werden.

2 Die aktuelle Diskussion um die Zukunft der Kirche

Seit den 1990er Jahren wird erneut über Strukturen der Kirche nachgedacht. Diese Debatte ist zunächst einmal durch die Finanzkrise bedingt: Den großen Kirchen stehen seit Mitte der 1990 Jahre erstmals deutschlandweit deutlich sinkende Kirchensteuermittel zur Verfügung. Das traf die westdeutschen Landeskirchen schon hart, die ostdeutschen jedoch noch deutlich härter. Aufgrund der wesentlich geringeren Kirchenmitgliederdichte stehen ihnen sowieso deutlich weniger Kirchensteuermittel zur Verfügung. Der finanzielle Ausgleich zwischen West und Ost wurde im Zuge der Finanzkrise deutlich verringert, und die ostdeutschen Landeskirchen mussten viele der gerade angedachten neuen Handlungsfelder wieder zurückfahren, um die Haushalte nicht endgültig zusammenbrechen zu lassen. Stellen wurden und werden gestrichen, und dabei trifft es die Stellen für die Hauptamtlichen jenseits des Pfarrberufes überdurchschnittlich stark. Gelegentlich macht es in Westdeutschland den Eindruck, als würden die in den 1970er Jahren errungenen Erweiterungen des kirchlichen Horizontes wieder zurückgefahren – als ob dies ein kirchliches „Zusatzangebot" wäre, das man sich in guten Zeiten leisten könne, das in schlechten aber verzichtbar ist.

Dies erweist sich jedoch als besonders prekär deswegen, weil die Kirche nicht nur in einer finanziellen, sondern auch (und vielleicht vor allem) in einer inhaltlichen Krise steht: Die sog. „Relevanzkrise" – was bedeutet, dass die Kirche insgesamt an Bedeutung für die Menschen und die Gesellschaft verliert. Sie hat Schwierigkeiten, plausibel zu

---

prozesse zur zweiten Phase der Gemeindepädagogik (Dokumentation des Ersten Gemeindepädagogischen Symposiums in Ludwigshafen/Rhein), Berlin/Münster 1992, 211-220, 211.

12 Vgl. Foitzik, Gemeindepädagogik, 303.

machen, dass sich eine Mitgliedschaft in der evangelischen Kirche und das aktive Engagement in ihr lohnen. Dies aber muss sie heute tun, denn anders als noch vor 100 oder auch vor 50 Jahren gibt es eine große Konkurrenz von Möglichkeiten, seine Freizeit zu verbringen und sich zu engagieren. Offensichtlich sind die bisherigen kirchlichen Organisationsformen nur für einen Teil der Kirchenmitglieder und erst Recht nur für einen kleinen Teil der Gesellschaft attraktiv. Gegenwärtig richtet sich die weit überwiegende Anzahl der kirchlichen Veranstaltungen und die Arbeitszeit der Hauptamtlichen an ca. 10% der evangelischen Kirchenmitglieder, die zur sog. „Kerngemeinde" zählen. Diese Prozentzahl hat sich in den letzten 30 Jahren nicht verändert, obwohl die Kirchenmitgliedschaft in absoluten Zahlen deutlich gesunken ist. Bei weiterhin sinkenden Kirchenmitgliedschaftszahlen nimmt also auch – wenn sich an der Tendenz nichts verändert – die Zahl derjenigen, die an den gegenwärtigen kirchlichen Angeboten regelmäßig teilnehmen, weiter ab.[13] Das gilt ebenso für die Zahl der Kirchenmitglieder, die sich mit der Kirche „sehr verbunden" fühlen und nicht daran denken auszutreten, obwohl sie nicht regelmäßig an kirchlichen Veranstaltungen teilnehmen.[14]

Vor allem aber dürfte die Zahl dieser Kirchenmitglieder in den nächsten 20-30 Jahren deswegen drastisch abnehmen, weil die Altersstruktur der „Kerngemeinde" keineswegs der der Gesamtbevölkerung entspricht, sondern deutlich älter ist. Diese vielfache Alltagserfahrung wird bestätigt und differenziert durch die letzte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD, die sechs Lebensstile – vergleichbar mit gesellschaftlichen Milieus – unterscheidet und diese auch altersspezifisch auffächert. Nach dieser Studie zeigt sich, dass eines von sechs Milieus sehr gut und ein weiteres einigermaßen gut von den „normalen" Angeboten der Ortsgemeinde erreicht wird, und zwar die beiden ältesten Milieus mit einem Durchschnittsalter von 65 bzw. 63 Jahren und einer eher traditionellen Orientierung. Anders als man früher dach-

---

13 Vgl. Wolfgang Huber/Johannes Friedrich/Peter Steinacker (Hg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die 4. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006, 141ff.

14 Dies sind ca. noch einmal 25%. Ebenso viele, ca. 26% fühlen sich aber nur gering mit ihr verbunden und 6 % denken konkret über einen Austritt nach. Vgl. Kirchenamt der EKD (Hg.), Kirche – Horizont und Lebensrahmen. Weltsichten – Kirchenbindung – Lebensstile. Vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2003, 14.

te, werden Menschen offensichtlich nicht mit zunehmendem Alter „automatisch" kirchlich und die jetzt 45jährigen werden aller Voraussicht nach in 30 Jahren nicht einfach in gleicher Weise die Gemeindehäuser füllen wie die jetzt 75jährigen. Insofern ist hier bereits generationenorientierter Handlungsbedarf angezeigt.

Die EKD-Mitgliedschaftsuntersuchung – wie auch andere Milieuforschungen – stellt darüber hinaus jedoch deutlich fest, dass die Teilnahme an kirchlichen Angeboten nicht nur altersabhängig, sondern auch deutlich abhängig vom jeweiligen Lebensstil ist.[15] Das bedeutet: Menschen wählen nicht nur individuell und subjektiv aus, an welchem kirchlichen Angebot sie teilnehmen, sondern ihr Lebensstil – ihre Orientierung, ihre Sinngebung, ihr Bildungslevel, ihr Familienstand, nicht zuletzt aber die Formen, in denen sie Gemeinschaft suchen und finden – führt mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit dazu, dass sie an einem bestimmten kirchlichen Angebot teilnehmen oder eben nicht. Das aber heißt: Die Kirche trifft mit ihren Sozial- und Handlungsformen faktisch Vorentscheidungen darüber, mit welcher Wahrscheinlichkeit welche Menschen erreicht werden. Die Organisationsformen und Angebote der Kirche passen wesentlich besser zu bestimmten Milieus bzw. Lebensstilen als zu anderen – beispielsweise in der ästhetischen Gestaltung der Gemeindehäuser, in der Weise, wie Gemeinschaft gefördert wird, in der Orientierung am Wohnortbereich, in der Orientierung an Familien etc. Im Blick auf die Aufgabe der Kirche, das Evangelium mit aller Welt zu kommunizieren, bedeutet dies, dass sie es mit ihren dominanten real existierenden Organisations-, Sozial und Handlungsformen manchen Menschen erleichtert und anderen erschwert, im Kontakt mit dem Evangelium zu leben (und manchmal durchaus auch: allererst in Kontakt zu kommen). Nun weht glücklicherweise der Geist, wo er will, und Glaube entsteht nicht durch die Institution, sondern durch die Gnade Gottes – dennoch fordert dieser Befund dazu auf, die gegenwärtigen Organisationsformen und Angebote der Kirche kritisch zu überdenken, denn hier ist die Frage nach dem Auftrag der Kirche in der Welt massiv gestellt.

In dieser Situation sind neue Konzepte und neue Wege der Kirche gefragt. In gewisser Weise haben wir heute eine ähnliche Situation wie am Ende des 19. Jahrhunderts, als die Gemeinde neu als christlicher

15 Vgl. Eberhard Hauschildt/Eike Kohler/Claudia Schulz, Milieus praktisch. Analyse- und Planungshilfen für Kirche und Gemeinde, Göttingen 2008.

Verein in der Großstadt konzipiert wurde. Fatal wäre es in dieser Situation, wenn man sich auf das scheinbar „Bewährte" zurückzöge und sich auf die traditionelle Ortsgemeinde konzentrierte, während man die in den 1970er Jahren ausgebauten Öffnungen der Kirche hin zur Gesellschaft und ihre diversen Aufgabenfelder zurücknehmen würde. Dies wird gelegentlich versucht in dem Bemühen, die Kirche auf ihre „wesentlichen Aufgaben" zu besinnen. Selten werden diese jedoch theologisch wirklich reflektiert, so dass die Gefahr besteht, nur Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht als die kirchlichen Kernaufgaben zu verstehen, was zum einen die kirchlichen Aufgaben auf das Pfarramt konzentriert, zum anderen aber auch theologisch problematisch ist, wenn diese Orientierung ganz offensichtlich nur für eine Minderheit ein realistischer Weg ist, auf dem sie mit dem Evangelium in Kontakt zu kommen.

Was aber ist die Alternative? Wie kann eine Kirche aussehen, die auf die gegenwärtigen Herausforderungen antwortet – und gleichzeitig sinnvolle Aspekte der Tradition nicht zerschlägt? Wie kann die Öffnung hin zur Gesellschaft aus den 1960ern und 1970er Jahren erhalten und ausgebaut werden – und gleichzeitig verhindert werden, dass die Kirche sich in den diversen Aufgabenfeldern verzettelt? Keinesfalls kann in einer Gemeinde alles gleichzeitig angeboten und durchgeführt werden, was zu den Aufgaben von Kirche gehört. Diese Aufgaben dürfen jedoch gesamtkirchlich nicht aufgegeben werden, denn die Kirche ist an die „Welt" gewiesen und hat die Aufgabe, das Evangelium für alle Menschen als lebensrelevant zu kommunizieren.

Als ein Modell, wie sich Kirche zukünftig organisieren könnte, habe ich das Modell der „kirchlichen Orte" entworfen.[16] Es ist nicht normativ, sondern eine von vielen möglichen Visionen. Das Modell knüpft dabei auch an vieles an, was bereits praktiziert wird, radikalisiert es aber, so dass sich manches in den Konsequenzen deutlicher sehen lässt. Dieses soll abschließend vorgestellt und auf die Frage nach dem Ort der Gemeindepädagogik bezogen werden.

---

16 Vgl. Uta Pohl-Patalong, Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit, 212ff. sowie dies., Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell, Göttingen (2004) [2]2005, 128ff.

3 Das Modell „Kirchliche Orte“

Um gerade nicht von einem Gegenüber von Ortsgemeinde und anderen kirchlichen Arbeitsfeldern auszugehen, nimmt das Modell seinen Ausgangspunkt schlicht von den „kirchlichen Orten“: Das sind alle Orte, an denen kirchliche Arbeit stattfindet, egal, ob sie eine Kirche und ein Gemeindehaus enthalten, ein kirchlich genutzter Raum im Krankenhaus oder Gefängnis sind, ein Tagungshaus, ein Diakonisches Werk etc.

Vereinsähnliches kirchliches Leben an allen Orten

An jedem kirchlichen Ort unterscheidet das Modell dann zwei Bereiche: Einerseits ein vereinsähnliches kirchliches Leben, andererseits inhaltliche Arbeitsbereiche. Soweit diese beiden Aspekte – in den bisherigen Ortsgemeinden – miteinander vermischt waren, bedeutet dies die Entflechtung der beiden Arbeitsbereiche, die von „Kirche“ und „Gemeindehaus“ symbolisiert werden und damit eine Rückkehr zu den Wurzeln des geselligen Gemeindehausbereichs. Dies eröffnet neue Möglichkeiten der Gestaltung kirchlicher Aufgabenbereiche und eine klare Zuweisung der Aufgaben von Pfarramt, anderen Hauptberuflichen und Ehrenamtlichen.

Einen vereinsähnlichen Bereich gibt es potentiell an jedem kirchlichen Ort. Kirche ist damit nach wie vor am Wohnort präsent und entfaltet ihr Potential als eine Expertin des Nahraumes. Mit diesem Bereich bekommt der von Sozialität, Gemeinschaft und Geselligkeit geprägte Aspekt auf diese Weise einen eigenständigen Stellenwert in der Kirche. Inhaltlich entsprechen diesem Bereich Teile der bisherigen meist ortsgemeindlich verorteten Angebote wie beispielsweise Eltern-Kind-Gruppen, Gemeindefeste, Gemeindereisen oder Basare, aber auch Seniorinnenkreise. Ebenso gehört die wohnortnahe und auf persönlichen Beziehungen beruhende Diakonie zu diesem Bereich, also Betreuung, nachbarschaftliche Hilfe und Besuche bei Menschen. Dieses vereinsähnliche kirchliche Leben kommt Menschen entgegen, die im Nahbereich Gemeinschaft suchen, ohne die Anstrengung persönlicher Aktivität und Wahl auf sich zu nehmen. Damit werden vor allem die Bevölkerungsgruppen angesprochen, für die das territoriale Prinzip

und die Wohnortnähe besonders wichtig sind, da sie weniger mobil sind als andere. Dies gilt für viele ältere Menschen ebenso wie für Kinder und die sie betreuenden Personen.

Welche Ausprägungen des vereinskirchlichen Lebens sich an einem kirchlichen Ort im Einzelnen entwickeln, welche Kreise und Gruppen es in welcher Form dort gibt, muss dabei nicht überall gleich sein, sondern es hängt von den konkreten Verhältnissen vor Ort ab. In Gegenden mit einem hohen Anteil älterer Menschen wird sich ein anderer Schwerpunkt ergeben als in einem Gebiet mit vielen jungen Familien. In Stadtteilen mit großen sozialen Problemen wird das vereinskirchliche Leben anders aussehen als in sozial besser gestellten Stadtteilen.

Der vereinskirchliche Bereich wird nun von den Beteiligten selbst organisiert und gestaltet. Dies entspricht den Wurzeln dieses Bereiches kirchlicher Arbeit Ende des 19. Jahrhunderts, aber es sprechen auch sowohl theologische als auch soziologische Gründe dafür. Theologisch wird damit das „allgemeine Priestertum aller Gläubigen" ernst genommen, das jedem Christen und jeder Christin verantwortungsvolle kirchliche Arbeit zutraut. Soziologisch entspricht dem eine Orientierung an dem sog. „neuen Ehrenamt", das von Selbstbestimmung und persönlichem Gewinn aus der ehrenamtlichen Arbeit lebt Menschen finden in der Kirche einen Ort, in dem sie sich gerne engagieren und der ihren Wünschen nach Gemeinschaft und Beteiligung entspricht. Vermutlich würde dies die bisherige „Kerngemeinde" verändern bzw. sie mit anderen Engagierten vermischen. Unter denen, die bisher zur Kerngemeinde gehören, gibt es engagierte Ehrenamtliche, die dieses Engagement – möglicherweise in veränderter Form – in den neuen Strukturen weiterführen würden. Die Strukturveränderungen bieten aber auch neue Beteiligungsmöglichkeiten für Menschen, denen die bisherigen Formen weniger zusagten und die jetzt zum Beispiel von der stärkeren Selbstbestimmung oder der Möglichkeit, für sich etwas zu lernen, angesprochen werden. Bisher wird nicht selten gefragt: Wo sollen wir denn die Ehrenamtlichen für bestimmte Arbeitsfelder hernehmen? Das Modell der kirchlichen Orte kehrt diese Frage um und fragt: Wie werden wir zu einer Kirche, in der Menschen das finden und bekommen, was sie brauchen? Dahinter steht der hartnäckige Glaube, dass Menschen für ihr Leben Wichtiges und Wesentliches in der Kirche finden können und es sinnvoll ist, Formen von Kirche zu entwickeln, in denen das deutlich wird. Dies bedeutet die Vision einer le-

bendigen und attraktiven Kirche, die von vielen gemeinsam gestaltet wird.

Gleichzeitig müssen diese Visionen natürlich mit den gegenwärtigen Verhältnissen vermittelt werden. Dass Ehrenamtliche die Organisation und die Durchführung der Aktivitäten im vereinskirchlichen Bereich übernehmen, bedeutet natürlich für viele Gruppen und für viele bisher in Gemeinden Engagierte, sich erheblich umzustellen. Gewohnheiten mancher Gruppen – wie sich auf die „Versorgung" durch den Pfarrer oder auch auf die guten Ideen der Gemeindepädagogin zu verlassen – müssten sich verändern. Wichtig für die Überzeugungsarbeit dürfte dabei sein, sich immer wieder klarzumachen, was damit gewonnen wird, Kirche von vielen aktiv zu gestalten.

Zentral dabei ist, dass die ehrenamtliche Arbeit professionell unterstützt wird. Hier sehe ich vor allem eine Aufgabe für Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen. Ihre Aufgaben bestehen dann darin, zunächst mit potentiellen Ehrenamtlichen zusammen herauszufinden, wofür und in welcher Form sie sich engagieren möchten und was sie dafür benötigen. Sie helfen dann beim Aufbau einer Gruppe oder eines Kreises und vermitteln die Kompetenzen dafür. Sie begleiten und fördern die engagierten Ehrenamtlichen auch auf Dauer, zum Beispiel in Form von Besuchsdienstkreisen oder Gruppen zum Austausch und zur Weiterbildung von Gruppenleiterinnen und -leitern. Ferner stehen sie als Seelsorgerinnen und Seelsorger zur Verfügung stehen für Menschen, die ein professionelles Gegenüber suchen, jedoch im vertrauten Rahmen des kirchlichen Ortes bleiben möchten. Daneben sollten sie die gegenseitige Seelsorge zwischen den Ehrenamtlichen begleiten und fördern. Ferner gehört es zu ihren Aufgaben, notwendige diakonische Aufgaben im Umfeld des jeweiligen Ortes im Blick zu haben, gegebenenfalls Menschen zur Übernahme von Betreuungsfunktionen zu motivieren und diese zu organisieren. Die Hauptamtlichen haben also nicht mehr die Aufgabe, Angebote zu konzipieren und dann Teilnehmende für diese zu suchen, sondern Menschen zusammenzubringen und sie bei der Entwicklung von Strukturen zu unterstützen.

Ein Beispiel: Die Hauptamtliche hat den Eindruck, dass im Umfeld eines kirchlichen Ortes viele Menschen mit Trauerprozessen befasst sind – sei es die Trauer um einen Partner, um ein Elternteil oder um andere Menschen. Ihre Aufgabe ist es dann, die betroffenen Menschen

miteinander zu vernetzen und mit ihnen herauszufinden, ob der kirchliche Ort für sie hilfreich sein kann, mit ihren Trauerprozessen weiterzukommen. Sie klärt dann, welche Form diese Menschen brauchen – eine regelmäßige Gruppe, ein Wochenende, eine Gottesdienstreihe? Und sie regt an, dass jemand von den Betroffenen, die sich mit dem Thema vielleicht schon intensiver befasst hat, sich vielleicht zur Trauerbegleiterin fortbilden möchte, so dass diese Person dann die Arbeit verantwortlich leitet. Die Hauptamtliche begleitet die Ehrenamtlichen aber auch auf Dauer, steht für Fragen zur Verfügung, ist Ansprechpartnerin und Seelsorgerin.

Differenzierte Arbeitsbereiche an allen Orten

Dieser nahraumorientierte Bereich, der an Gemeinschaft und Gemeinwohl orientiert ist, bildet aber nicht das Ganze von Kirche ab. An jedem kirchlichen Ort gibt es daher einen zweiten Bereich kirchlicher Arbeit, der bestimmte, klar definierte Arbeitsbereiche erfüllt. Dieser Bereich orientiert sich über die Inhalte der Arbeit, weniger über den Geselligkeitsaspekt. Er hat einen größeren Horizont als der vereinskirchliche. Das bedeutet auch, dass nicht an jedem kirchlichen Ort Ähnliches angeboten wird. In dieser Hinsicht bedeutet es eine Abkehr vom flächendeckenden Prinzip, allerdings nicht von der Präsenz, sondern von den ausdifferenzierten Angeboten her, die bisher nicht nur, aber vor allem im Bereich der Dienste und Werke lagen.

Zu diesen Arbeitsbereichen gehören zum einen kirchliche Aufgaben, die bisher eher spezialisiert wahrgenommen wurden. Spezialisierte diakonische Aufgaben, Bildungsarbeit, Beratung und spezialisierte Seelsorge, Kirchenmusik, Spiritualität, ökumenische Arbeit oder interreligiöser Dialog oder auch gesellschaftspolitische Aufgaben sind solche Bereiche. Aber auch bisherige eher ortsgemeindliche Angebote gehören dazu, sofern bei ihnen der inhaltliche Aspekt gegenüber dem sozialen überwiegt: Kinder- und Jugendarbeit beispielsweise, Singlearbeit, Frauen- oder Männerarbeit. Der Unterschied zum vereinskirchlichen Bereich liegt darin, dass dies Angebote sind, die die Kirche aufgrund der Überzeugung, dass dies originär zu ihrem Auftrag gehört, für Menschen macht, während der vereinsähnliche Bereich den Ort und die Unterstützung bereitstellt, dass Menschen dort miteinander etwas

gestalten können. Anders als für den vereinskirchlichen Bereich liegt die Verantwortlichkeit für die spezialisierten Arbeitsbereiche nicht ausschließlich in ehrenamtlicher Hand, sondern sie werden – in ähnlicher Weise wie dies bisher geschieht – von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen gestaltet. Und damit sich die Zielgruppen und Arbeitsbereiche gegeneinander abschotten und sich selbst genug sind, sollte an einem Ort nicht nur ein Arbeitsbereich angesiedelt werden, sondern zwei oder drei. Welche Berufsgruppe welche Aufgaben übernimmt, ist dann nach den erforderlichen Kompetenzen zu entscheiden: So braucht ein kirchlicher Ort mit einem Schwerpunkt Jugendarbeit dann für diese eine vielleicht Gemeindepädagogin, während der andere Schwerpunkt Kirchenmusik oder Seelsorge dann hauptamtlich von einem Pfarrer gestaltet wird.

Was sich dann an welchem Ort konkret an Schwerpunkten herausbildet, dürfte und sollte sogar ein längerer Prozess sein. Zum einen sollte vor Ort geguckt werden, welche Ressourcen da sind, welche Bedürfnisse der Region und durchaus auch, welche Charismen. Zum anderen muss die Koordination, an wie vielen kirchlichen Orten ein Arbeitsbereich angesiedelt ist, in einer Region erfolgen, vermutlich in der Größe eines Kirchenkreises bzw. eines Dekanats. Wie viele Schwerpunkte mit Spiritualität soll es in einer Region geben, wie viele mit Diakonie, mit Kirchenmusik, mit Jugendarbeit etc.? Die Fragen können nur in einem gemeinsamen Prozess geklärt werden.

Diese differenzierten Angebotsstrukturen bringen es mit sich, dass Menschen zum Teil längere Wege in Kauf nehmen müssen, um den kirchlichen Ort zu erreichen, der ihren Interessen entspricht, und nicht alle Menschen sind ja hochmobil. Oft liegen jedoch die Interessen der weniger mobilen Menschen im vereinskirchlichen Bereich, der ja bewusst wohnortnah ist wie beispielsweise Seniorinnenkreise. Für gezielte Angebote wie z. B. Meditationsarbeit, interreligiöse Arbeit oder gesellschaftspolitische Arbeit mussten viele auch bisher weitere Wege in Kauf nehmen – und häufig waren die Veranstaltungen auch als eher zufälliges Angebot einer Ortsgemeinde nicht ganz leicht zu finden.

Aufgegeben wird dabei der Anspruch, das gleiche Angebot für alle gleichermaßen attraktiv zu gestalten, und aufgegeben wird auch das Prinzip der Allzuständigkeit – sowohl die Allzuständigkeit von Pfarrerinnen und Pfarrern als auch von Ortsgemeinden. Das bedeutet durchaus auch Verzicht – aber der Verzicht eröffnet die Chance, kompetente

und konzentrierte Arbeit zu leisten, statt sich in einer Fülle von Arbeitsbereichen zu verzetteln. Mein Eindruck ist, dass die Kirche für bestimmte Themen große Kompetenzen hat und dass diese gesellschaftlich anders wahrgenommen würden, wenn sie an manchen Stellen ausgewiesen und kompetent angeboten würden, statt in der Fülle zu verschwinden.

Gottesdienste und Amtshandlungen

Wichtig ist mir dabei, dass an jedem kirchlichen Ort ein gottesdienstliches Leben stattfindet. Allerdings muss in diesem Modell der agendarische Gottesdienst am Sonntagvormittag nicht mehr die Regelform bilden. Die Vielfalt von Arbeitsbereichen bietet die Chance, dass sich eine Vielfalt gottesdienstlicher Formen mit unterschiedlichem Charakter und zu unterschiedlichen Zeiten entwickelt. Prägend für den Charakter des Gottesdienstes können die jeweiligen Arbeitsbereiche an dem kirchlichen Ort sein: Wenn ein Ort Jugendarbeit macht, gibt es dort verstärkt Jugendgottesdienste, im Arbeitsbereich Spiritualität meditative Gottesdienste, der Bereich Kirchenmusik gestaltet musikalisch orientierte Gottesdienste, aus der Arbeit mit jungen Familien erwachsen Familiengottesdienste, der Arbeitsbereich Biographiearbeit gestaltet Gottesdienste, die besonders biographische Themen aufgreifen etc. Das bedeutet auch für den Gottesdienst ein Aufgeben des Anspruchs, dass der agendarische Gottesdienst am Sonntagmorgen alle Menschen gleichmäßig anspricht. Faktisch ist dieser in den meisten Fällen längst ein Zielgruppengottesdienst geworden, was durch die Entwicklung diverser weiterer gottesdienstlicher Formen bestätigt wird. Die Konzentration dürfte sich zum einen positiv auf die Gestaltung und die Ausstrahlung der Gottesdienste auswirken. Zum anderen wird die gottesdienstliche Feier organisch in das sonstige Handeln eingebunden und bildet keinen sonntäglichen Sonderbereich.

Amtshandlungen, also Taufen, Trauungen und Bestattungen sind nach diesem Modell an jedem kirchlichen Ort möglich. Die Menschen, die die wohnortnahe Anbindung ihrer lebenszyklischen Teilnahme suchen oder den biographischen Ritus im Kontext ihres vereinskirchlichen Lebens feiern wollen, sollten an einem kirchlichen Ort nahe ihres Wohnortes mit ihrem Anliegen willkommen geheißen werden. Für

diejenigen, denen es weniger auf die Wohnortnähe als auf die Ästhetik des Gebäudes ankommt, haben einige Kirchen Amtshandlungen als eigenen Arbeitsbereich inne. Damit können mögliche Schwellenängste leichter überwunden werden.

Öffentlichkeitsarbeit

Je mehr sich die Arbeitsbereiche differenzieren, desto wichtiger wird die Öffentlichkeitsarbeit – sie erhält geradezu eine Schlüsselrolle für die kirchliche Arbeit! Für jede Stadt oder jede Region muss es eine zentrale kirchliche Informationsstelle geben, die ebenso professionell wie freundlich Auskunft gibt, wo welcher kirchliche Arbeitsbereich zu finden ist, wie dieser aussieht und welche Möglichkeiten es gibt, sich dort zu beteiligen. Hier sollte persönliche Beratung geleistet werden für diverse Fragen: Fragen nach Gottesdiensten mit einem bestimmten Charakter, Fragen nach ehrenamtlichem Engagement, Fragen nach diakonischen Einrichtungen und kirchlicher Hilfeleistung, Fragen nach Kasualien und vielem mehr. Die Kirche würde damit signalisieren: ihr müsst nicht schon „Insider" sein, ihr könnt jederzeit dazukommen und es gibt gute Chancen, dass ihr in der Kirche findet, was ihr sucht!

Die Chancen des Modells kirchlicher Orte

Das Modell der kirchlichen Orte bietet einen Weg an, der eine klare formale Struktur mit großer inhaltlicher Flexibilität verbindet. Die Flexibilität gilt zum einen finanziell: Die kirchlichen Strukturen können den Finanzen angepasst werden, indem es mehr oder weniger kirchliche Orte mit mehr oder weniger Arbeitsbereichen gibt, ohne dass ein ganz neues Modell gefunden werden muss. Sie gilt aber auch inhaltlich. Auf dem Lande kann in dem gleichen Rahmen die konkrete Arbeit beispielsweise anders aussehen als in der Stadt. So kann beispielsweise der vereinsähnliche Bereich auf dem Land wichtiger sein als in der Stadt und es können sich andere Arbeitsbereiche bilden. Damit die Wege nicht zu lang werden, kann auch der Grad der Ausdifferenzierung niedriger sein. Im Gegensatz zur bisherigen häufig gepflegten Praxis wird jedoch nicht immer nur weiter reduziert, bis an jedem

kirchlichen Ort nur noch eine – überall mehr oder weniger gleiche – Rumpfarbeit geblieben ist. Die Kirche hat den Auftrag, das Evangelium in der gegenwärtigen Gesellschaft mit möglichst vielen Menschen zu kommunizieren, und das kann sie heute nur auf ganz unterschiedlichen Wegen und in ganz unterschiedlichen Arbeitsbereichen. Dass dies nicht alle an jedem kirchlichen Ort angesiedelt sein können, ist durch die strukturellen Bedingungen gegeben, so dass es wesentlich günstiger erscheint, sie miteinander abgesprochen an unterschiedlichen Orten anzubieten als wertvolle Arbeitsbereiche, die zum Kern des kirchlichen Auftrags gehören, wegfallen zu lassen. Gleichzeitig erhält der vereinsähnliche Bereich die Chancen der Kirche der kurzen Wege und der Nähe zu den Menschen. Vor allem aber verstärkt er die Beteiligungsmöglichkeiten als verantwortungsvolle Arbeit, die gemeinsam mit anderen Menschen Kirche gestaltet. Dies bietet dann wiederum die Chance, dass Menschen von der Kirche angesprochen werden, die in den bisherigen Strukturen nur schwer Kontakt gefunden haben. Damit vergrößert sich die Kontaktfläche zu Menschen von heute aller Generationen, die in ihren jeweils spezifischen Interessen angesprochen werden, gleichzeitig aber in der Kirche eine Möglichkeit zur Begegnung und gemeinsamer Beteiligung finden.

Speziell für die Gemeindepädagogik bietet das Modell eine klarere Differenzierung zwischen den kirchlichen Berufsgruppen und gleichzeitig die Chancen, die jeweiligen spezifischen Kompetenzen in einem Miteinander kirchlich einzubringen. Gemeindepädagoginnen und -pädagogen sind dann einerseits im vereinsähnlichen Bereich tätig, andererseits auch in bestimmten Schwerpunkten, auf die sie sich dann gezielt mit einem spezifischen Profil bewerben. Insgesamt wird in diesem Modell die Kirche stärker von ihren Aufgaben her gedacht als von traditionellen Zuständigkeiten her. Dies eröffnet die Chancen, funktional danach zu fragen, welche Kompetenzen eigentlich für welche Handlungsfelder gebraucht werden und für diese gezielt auszubilden.